

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 58.

Berlin, Montag den 15. Mai

1843.

### Arabien.

#### Orientalisch-Muhammedanische Legenden.<sup>\*)</sup>

Auf die erste Sammlung der orientalischen Legenden, die Herr Perron im vorigen Jahre der Madame George Sand widmete, läßt er jetzt die zweite Sammlung folgen, die er ebenfalls dem Schutze der berühmten Französischen Dichterin empfiehlt und die er ihr mit folgendem Briefe übersendet:

„In den Legenden aus der vorhinflutlichen<sup>\*\*)</sup> Zeit, welche ich Ihnen, hochgeschätzte Frau, bereits mitgeteilt habe, werden Sie bemerkt haben, mit welcher treuherzigen Miene die Lehrer des Islams die Schöpfungsgeschichte weiter ausgeführt haben.

„Das Wunderbare verführt sehr leicht die von dem Glanze einer neuen Religion begeisterten Gemüther; und diesen gutmüthigen Muselmännern kam es vor, als ob die Schöpfungsgeschichte des Moses zu einfach, zu profaisch wäre. Sie schoben ihr daher ihre phantastischen Gebilde unter, fingen die Schöpfung noch einmal an und verzierten das historische Gemälde der alten Zeit mit den goldenen Farben ihrer Phantasie. Sie glaubten Gott erhabener zu machen, indem sie ihn phantastischer bildeten, und seine Allmacht besser zu schildern, indem sie ihn wunderlicher darstellten.

„Das ist übrigens das Streben aller antiken religiösen Organisationen. Was für Wunder hat nicht die Celtische, Indische, Griechische, Pharaonische und die Mexikanische Mythologie geschaffen? Die muselmännische Mythologie, durch das poetische und phantastische Genie der Araber ausgebildet, mußte selbst in der Darstellung materieller Dinge auch mit ungewöhnlich glänzenden Farben sich schmücken. — Wir wollen also sehen, wie sie das Gemälde ihrer Sintflut ausgeführt haben.“

I.

Die Sintflut. — Die Arche und ihre hundertundvierundzwanzigtausend Bretter. — Noah's Wasserpilgerfahrt.

Noah sah mit Kummer die Entartung der Menschen. Er prophezeite ihnen die Rache Gottes; aber so oft sein Wort ihnen zu lästig ward, so schlugen sie ihn, knebelten ihn, hüllten ihn in ein grobes Tuch und warfen ihn in seine Wohnung. Jedes Mal glaubten sie, daß sie ihn todgeschlagen hätten; aber jedes Mal erschien er wieder und rief mit noch größerem Eifer die Menschen zur Tugend zurück.

Endlich rief Noah, da er an der Besserung der Menschen verzweifelte, den Zorn Gottes gegen sie an. Gott erhörte ihn und sagte zu ihm: „Noah, baue eine Arche!“ — „Herr, was ist denn eine Arche?“ — „Es ist ein Gebäude, ein hölzernes Haus, das auf der Oberfläche des Wassers geht. Ich will die Menschen, diese Aufrührer, ertränken und die Erde von ihnen befreien.“ — „Aber, Herr, wo ist das Wasser, wo ist das Holz?“ — „Noah, ich kann machen, was ich will. Pflanze Bäume.“ — Noah pflanzte Bäume. Und er wartete noch vierzig Jahre und ermahnte fortwährend die Menschen, zu den Werken der Tugend zurückzukehren. Gott verminderte die Zeugungskraft der Frauen, und während dieser vierzig Jahre gebar keine von ihnen ein Kind.

Noah erhielt Befehl, die Bäume zu fällen und zu trocknen. „Erbaue deine Arche“, sagte ihm darauf der Allmächtige; „mache sie unten gewölbt, den Kopf oder das Vordertheil ein wenig hervorragend wie den Kopf des Hahnes, den Kiel oder den äußeren Rumpf wie das Brustbein eines Vogels und den Schweif oder das Hintertheil wie den Schweif des Hahnes. Bringe Oeffnungen dabei an; öffne die Thür an der Seite und errichte drei Stockwerke. Mache das ganze Gebäude 600 Piken lang, 330 Piken breit und 33 Piken hoch. Beweile dich, denn mein Zorn ist auf den höchsten Punkt gestiegen.“

Noah mietete Zimmerleute und Tischler; und er und seine Söhne Sem, Ham und Jafet legten Hand ans Werk. Noah hatte noch einen Sohn, Namens Jam, den ihm seine Frau Bagilab geboren hatte. Aber Jam und

Bagilab beteten die Götzen an. Sie gingen nicht mit in die Arche und kamen daher in den Gewässern der Sintflut um.

Sechzig Jahre waren zur Vollendung der Arche nöthig. Und Gott schützte seinen Propheten gegen die Bosheit der Menschen. „Sehet“, sagten sie höhniisch; „Noah, der früher den Propheten spielte, macht jetzt den Zimmermann; er will ein Haus bauen, das auf dem Wasser geht.“

Hundertundvierundzwanzigtausend Bretter, die Zahl der Propheten, die bereits in dieser Welt erschienen waren und die bis auf Muhammed, welcher der letzte ist, erscheinen sollten, wurden zum Bau der Arche zugewidmet. Auf jedem Brette fand man, sobald es aus dem Baume abgelagt war, den Namen eines Propheten eingepreßt. Das erste Brett trug den Namen Adam, das zweite den Namen Set, das dritte den Namen Joris<sup>\*)</sup>, das vierte den Namen Noah, das fünfte den Namen Hud, das sechste den Namen Saleh, das siebente den Namen Abraham u. s. w. Als aber die hundertundvierundzwanzigtausend Bretter fertig waren, benachrichtigte Gott den Noah, daß noch vier nöthig wären, und daß er diese vier Bretter von einem Baume des Nils nehmen müsse.

Noah trug sodann seinen Söhnen auf, ihm diesen Baum zu holen. Aber sie antworteten, daß es ihnen unmöglich wäre, ihm zu gehorchen, und daß nur Audsch, der Sohn Dnaq's, im Stande wäre, die Herbeischaffung dieses Baumes zu bewirken. Noah wendet sich an Audsch und verspricht ihm, bei seiner Rückkehr ihm so viel zu essen zu geben, daß sein Hunger gestillt werde. Dieses Glück war dem Audsch noch niemals zu Theil geworden.

Audsch reist ab . . . er bringt den Baum. Noah giebt ihm drei runde Gerstenbrodte. Als Audsch sie sieht, fängt er an zu lachen. — „Mein lieber Noah“, sagt er, „wie kannst du denken, daß diese drei Brodte für meinen Appetit genug seyn werden? Ich esse täglich zwölftausend Brodte und habe doch noch Hunger.“ — „Sprich bloß diese Worte: „Im Namen des barmherzigen und gnädigen Gottes“, und is.“ Audsch spricht diese heiligen Worte aus, und nach einem halben Brodte ist er vollkommen gesättigt.

Noah ließ den Baum in vier Bretter sägen, und auf dem einen las man den Namen Abubeker, auf dem anderen den Namen Omar, auf dem dritten den Namen Othman und auf dem vierten den Namen Ali. — „Was bedeuten diese Namen?“ fragte Noah den Engel Gabriel, welcher neben ihm stand. — „Dies sind die Namen der vier Stellvertreter<sup>\*\*)</sup> Muhammed's, welcher der letzte und größte Prophet seyn wird. Und gleichwie du ohne diese vier Bretter deine Arche nicht würdest vollenden können, so würde auch Muhammed ohne diese Männer das Werk der Wiedergeburt seines Volkes nicht vollenden können.“

Als die Arche fertig war, fragte Noah Gott, an welchem Zeichen er die Ankunft der Sintflut erkennen könnte. Gott antwortete ihm: „Wann du in dem Ofen deiner Frau das Wasser wirst erscheinen und darin siedend sehen. Denn von einem stammenden Heerde werden die ersten Gewässer ausgehen. Unterdessen Sorge für Vorrath und denke auf die Erhaltung der Thierklassen.“

Gott schickte ihm von allen Arten der Thiere ein Paar, mit Ausnahme derjenigen Arten, die sich unter der Erde und im Wasser von selbst erzeugen, wie die Wanze, gewisse Mäden und Fliegen. Die wilden Thiere und die Insekten wurden in das untere Stockwerk der Arche und die Lastthiere und das Weidvieh in das mittlere Stockwerk gebracht. Noah behielt für sich, seine drei Söhne und ihre Frauen das obere Stockwerk.

Unter allen Thieren kam der Esel zuletzt. Er wollte eben über die Thürschwelle schreiten, als Iblis (der Teufel) herbeisprang, ihn beim Schwanz faßte, sich daran hing und sich hier, ganz zusammengekrümmt, verborgen hielt. Der Esel bleibt stehen. „Gehe doch hinein“, sagt ihm Noah. Der Esel rührt und rückt sich nicht. „Gehe hinein, sage ich dir“, wiederholte Noah, „und hättest du den Teufel am Hintern.“ Der Esel schritt über die Schwelle, und so kam auch der Teufel mit hinein, der, trotz der Verwünschungen Noah's, dann nicht wieder hinausgehen wollte. Noah klemmte ihn in die Dachsparren der Arche.

Der böse Geist wurde also von den Muselmännern erhalten; die Christen, oder vielmehr die Genesiß, hatten ihn vergessen.<sup>\*\*\*)</sup>

\*) S. Magazin 1842, Nr. 130 ff.

\*\*) Ein merkwürdiger Beweis, wie hartnäckig orthographische Irrthümer, trotz der Kenntnis des Wahren, festgehalten werden, ist das Wort: Sintflut, das durch theologische und religiöse Deutung immer Sündflut geschrieben wird, obgleich schon Luther die richtige Schreibart hatte. Ein oder sint (mit unserem sintmal und dem Engl. since verwandt) ist eine Partikel, die im Altdeutschen nur in Zusammensetzungen gebräuchlich ist und fortwährend bedeutet; z. B. sinhol = concav; sinwell = convex; singrün = immergrün. Daher Sintflut oder Sündflut, eine dauernde, d. i. eine große Flut.

\*) Idris ist = Henoch der Bibel, welcher (Geneis V. 23) nach der Tradition lebend in den Himmel kommt. Die Araber identifiziren ihn auch mit dem Griech. Hermes und schreiben ihm die Erfindung und Ausbildung aller Wissenschaften zu. Daraus deutet auch die Etymologie des Wortes von Daras: forschen.

\*\*) d. h. Chalifen. Das Wort Chalik bedeutet Stellvertreter Gottes und Muhammed's auf Erden. Nur die vier genannten Chalifen gelten als legitime; die folgenden aber als Usurpatoren.

\*\*\*) Nicht die Genesiß hat den Teufel vergessen, sondern der Verfasser hat vergessen, daß die Genesiß nie vom Teufel spricht.



Noah's Frau kam eines Tages ganz erschrocken zu ihrem Manne gelaufen und sagte ihm, daß große Wasserblasen in dem Feuer ihres Ofens emporsprudelten und heraussprängen. Noah schiffte sich sogleich mit seiner Familie ein, mit Ausnahme Jams und der Bagilah. Er befahl seinen Söhnen, während der ganzen Sintflut sich nie ihren Frauen zu nähern. Ham vergaß sich später; sein Vater tadelte ihn deshalb. Zur Strafe für diesen Ungehorsam änderte Gott die Zeugungskraft Hams; er ward der Vater der Schwarzen.

Vierzig Tage lang fiel der Regen von dem Himmel wie aus tausend geöffneten Wasserfläuchen. Das Wasser quoll auch aus der Erde. Die Menschen flüchteten sich auf die Gipfel der Berge; die Mütter zitterten für ihre theuren Kinder: und als das Wasser ihnen bis an die Schultern reichte, hielten sie ihre Kinder in die Luft empor und weinten und erschrafen; und wenn Gott Einigen hätte verzeihen wollen, so würde er diesen bekümmerten Müttern verzeihen haben. — Alles war vom Wasser verschlungen. Die Arche schwamm oben darauf. Wenn Noah halten und Anker werfen und wenn er wieder weiter fahren wollte, so sagte er: „Im Namen des Allmächtigen Gottes“, und die Arche gehorchte seinem Wunsche. — Um die Arche zu erleuchten, hatte Gott zwei glänzende Steine auf beiden Seiten gesetzt; der eine erleuchtete am Tage die Sonne und der andere den Mond während der Nacht. Die Extremitäten der Thiere hatten sich so sehr angehäuft, daß Noah und seine Familie dadurch sehr ins Gedränge kamen. Auf den Befehl Gottes schüttelte Noah leicht das Ohr des Elefanten und sogleich fielen zwei Schweine heraus, welche in demselben Augenblicke den Koch zu fressen angingen. Die Ratte, welche in der Arche geboren wurde, zerstörte Alles und benagte die Vorräthe. Noah rief wiederum auf Befehl Gottes die Stirn des Löwen zwischen den beiden Augen; der Löwe nickte, und aus seinen Nasenlöchern fiel die Kasse . . . die Ratte entfloß und hielt sich versteckt. Die Ueberschwemmung dauerte sechs Monate, von dem 10ten des Monats Redsheb, dem Tage der Einschiffung, bis zum 10ten Moharram (der erste Monat des Jahres) . . . Noah lenkte die Arche nach Mekka — und er sah, daß Gott den heiligen Tempel der Kaaba auf die Oberfläche des Wassers gehoben hatte. Hierauf fuhr er siebenmal dahin. Dies war eine Wasserpilgerfahrt. — Was den schwarzen Stein betrifft, so hatte ihn der Engel Gabriel in der Grotte Abukobay's versteckt.

Die Arche fuhr um die ganze Erde. Endlich blieb sie, nach dem Willen Gottes, auf dem Berge Dschubi in Mesopotamien bei Mussul stehen. Nun sandte Noah sogleich den Raben aus, um zu erfahren, ob die Gewässer so weit gefallen wären, daß er aus der Arche herausgehen könnte. Der Rabe begegnete einem schwimmenden Leichname, setzte sich darauf, fing an zu essen und vergaß die Rückkehr. Noah versuchte den Raben: „Möge Gott ihm die Beine verdrehen, damit er nicht mehr ordentlich gehen könne!“ Noah schickte hierauf die Taube ab, welche bald mit einem Oelblatt und mit von Koch beschnitzten Füßen zurückkehrte. Er schloß daraus, daß die Sintflut vorüber wäre; er segnete die Taube, und von diesem Augenblicke an hatte sie am Hals ein Halsband von grün glänzenden Federn und liebte die Wohnung des Menschen.

## 2.

Der Austritt aus der Arche. — Die Zerstreuung der Menschen.

Man verließ die Arche, und bald zerstreuten sich die Thiere. Noah und seine Familie hatten schwache Augen bekommen. Die Feuchtigkeit und der beständige Anblick des Wassers hatten ihnen die Sehkraft geschwächt. Gott ließ ihnen sagen, sie möchten während der ersten zehn Tage oder der heiligen Tage des Moharrams Kochel \*) auf die Augen legen. Muhammed erinnert an diese Thatfachen mit den Worten: „Wer sich während der zehn heiligen Tage Kochel auflegt, wird niemals ein thranendes Auge haben.“

Dreihundert Jahre nach der Sintflut und nach dem funfzigsten Besuche des Engels Gabriel bei Noah, starb dieser heilige Prophet; er war damals 950 Jahre alt, und dennoch fehlte ihm, trotz der Beschwerden seines Lebens, nicht ein einziger Zahn, nicht ein einziges Haar. Er wurde zu Karak begraben. Einige Augenblicke vor seinem Tode fragte man ihn: — „Was scheint dir das Leben zu seyn?“ — „Das Leben ist eine Wohnung mit zwei Thüren, einer Eingangstür und einer Ausgangstür.“ \*\*)

Die drei Söhne Noah's sahen ihre Kinder und ihre Nachkommen sich schnell vermehren. Sie wohnten damals in Babel und in der Dschezirah (Babylonien und Mesopotamien).

Eines Tages sah Ham seinen Vater eingeschlafen und nackt liegen; er lachte darüber und ging weiter, ohne ihn zu bedecken. Um Ham zu bestrafen, machte Gott ihn ganz schwarz. Von ihm, wie wir schon gesagt haben, stammten die schwarzen, rothen und braunen Menschenrassen ab, die Jings oder Aethiopier, die Abyssinier, die Nubier, die Kopten, alle Völkerschaften Sudan's und der beiden Indien u. s. w. Ferner wurde die Nachkommenschaft Ham's zu der Unfähigkeit verdammt, jemals einen einzigen Propheten zu erzeugen. — Jafet ging auch an seinem Vater vorbei und bedeckte ihn nicht, aber er lachte nicht über seine Nacktheit. Sem ging ebenfalls an Noah vorbei, aber er bedeckte ihn. Zur Belohnung dafür gab Gott seiner Nachkommenschaft das Privilegium, die künftigen Propheten zu erzeugen.

Die Gegenden, in welchen die Familien lebten, die von den Söhnen Noah's abstammten, genügten ihnen bald nicht mehr; sie mußten darauf

\*) Der Kochel ist ein Antimonialpulver, womit die Araber noch heutzutage sich die Ränder der Augenwimpern färben, indem sie mit einem kleinen Stäbchen, das Mirwed heißt, die Ränder der Wimpern mit ziemlich dickem Antimonialpulver bestreichen. Der Verf. schreibt das Wort keusse.

\*\*) Er will damit sagen, das Leben sey nur wie ein Punkt im unermesslichen Raume; vor und nach ihm ist Alles Ewigkeit. D. U.

denken, andere Gegenden zu suchen und sich zu trennen. Alle diese Familien sprachen Syrisch; aber in einer Nacht verwirrt sich die Sprache; eine sonderbare Feindschaft entzweit auch die Herzen; am Morgen versteht man sich nicht mehr; man spricht unverständlich; dies ist die Babylonische Sprachverwirrung. Daraus entstanden siebenzig verschiedene Sprachen. Seit diesem Tage, wo die Gottlosigkeit und der Hochmuth schon anfangen, die Menschen zu verderben, wanderten sie aus Babylonien und Mesopotamien aus, und jede Familie suchte sich mit der Sprache, die sie in jener Nacht ohne ihr Wissen gelernt hatte, in anderen Gegenden eine neue Wohnung und ein neues Vaterland. Mit der Zeit ließ sich jeder Einzelne nieder, baute sich ein Haus und heiratete. Auf diese Weise wurde die Erde mit Einwohnern bereichert.

Als Noah die Arche verlassen hatte, theilte er unter seine drei Söhne die Herrschaft über die Erde. Dem Sem und seinen Nachkommen gab er Sedschas, Jemen, Syrien und Mesopotamien; dem Jafet den Occident und Orient; dem Ham Mittelafrika und Indien. Die übrigen Abtheilungen der Babylonischen Gesellschaft führten instinktmäßig ihre Kolonien nach den durch Noah's letzten Willen angedeuteten Richtungen. Diejenigen, welche die Arabische Sprache empfangen hatten, waren, nach den Erzählungen einiger muselmännischer Lehrer, Amalekiter, d. h. verschiedene Nachkommen Tasm's, Dschabi's, A'o's, Abel's, Dhanud's, Sator'a's u. s. w., Urstämme, welche wir bald unter anderen Namen, als Abkömmlinge des Aram, des Sohnes Sem's, werden auftreten sehen.

Jbn Kanyah, dessen Urahn Aram war, gründete Jathrib, welches später Medina genannt wurde. Und die Amalekiter oder die Nachkommen Jmalak's oder Jmlyk's, des Enkels Aram's, waren die ersten, welche den Dattelbaum auf dem Jathribischen Gebiete anpflanzten und anbauten. In der Folge gingen sie in die Gegend, die Bahrair, Oman und das Sedschas einschließt, und breiteten sich sogar bis an die äußersten Gränzen Syriens und Aegyptens aus. Von ihnen stammten die Syrischen Riesen und die Aegyptischen Pharaonen ab.

## Frankreich.

## Die Marquise von Sévigné.

(Schluß.)

Die Verheirathung ihrer beiden Kinder hatte Frau von Sévigné genöthigt, sich sehr einzuschränken, so daß es ihr unmöglich war, den Winter in Paris zuzubringen. Sie entschloß sich, zum großen Bedauern ihrer Freundinnen, ihn bei ihrem Sohne in der Bretagne zu verleben. Ihre hohen Pariser Freundinnen wandten sich wiederholt an sie, boten ihr Wohnung, Equipage, Geld zu ihrem eigenen Gebrauch und zur Deckung ihrer Schulden an, doch sie lehnte Alles entschieden ab; sie habe ihren Sohn und dessen Frau, schrieb sie, sie habe Bücher und die Hoffnung, künftigen Sommer in besseren Verhältnissen wieder in Paris zu verleben, so könne ihr dieser Winter nicht unangenehm werden; es sey ihr nicht möglich, Freunden so viel zu verdanken, da die Liebe derselben ihr eine härtere Maßnerin seyn würde, als alle Gerichtsboten der Welt. Sie preist diesen Winter in ihren Briefen, weil er ihr viele Freuden gewährt habe, die sie bisher noch nicht gekannt hatte, weil sie noch keinen Winter auf dem Lande zugebracht; sie schildert den Kampf des Frühlings mit dem Winter mit den lebendigsten Farben und kann nicht umhin, einige wehmüthige Bemerkungen einfließen zu lassen, daß den hereinbrechenden Winter ihres Lebens kein neuer Frühlings verdrängen wolle.

1694, drei Jahre später, heiratete der Enkel der Frau von Sévigné, der Marquis von Grignan, ein Fräulein von Saint-Arnaud, dessen reiche Mitgift, wie sich die Mutter des Neuvermählten selbst spottend ausdrückt, die ausgefaugten Felder der Familie Grignan wieder düngte. Bald verband sich auch die Tochter der Frau von Grignan mit einem Herrn von Simiane, und von nun an lebte die Großmutter allein dem Glück ihrer Enkel. Doch sollte sie sich desselben nur kurze Zeit erfreuen. Im Januar 1696 wurde Frau von Grignan krank; ihre Mutter kam Tag und Nacht nicht von ihrem Bette, bei ihrer noch im Alter lebhaften Phantasie glaubte sie die Tochter von den schwärzesten Gefahren umringt. Diese war bald wieder gesund, doch nun erlag die Mutter den übergroßen körperlichen und geistigen Anstrengungen; sie starb nach einer kurzen Krankheit am 18. April 1696, im noch nicht vollendeten siebenzigsten Jahr und wurde in der Familiengruft der Grafen von Grignan beigesetzt. Sie hatte den Tod seit dem Beginn ihrer Krankheit vorausgesehen, doch ihn mit größter Ruhe erwartet.

Bei Hofe wurde der Tod der Frau von Sévigné wenig beklagt, sie hatte sich schon zu lange gänzlich zurückgezogen; doch bei Saint-Simon findet sich eine schöne Stelle über ihn. Er schreibt in seinen Memoiren: „Frau von Sévigné ist zu Grignan gestorben; ich war mit ihrem Enkel, dem Marquis von Grignan, genau bekannt. Ihre Tochter, meines Freundes Mutter, war der Abgott der Verstorbenen und verdiente es nur in geringem Grade. Die durch ihre Briefe berühmte Frau gewann durch ihre edle Ruhe, durch ihre persönliche Anmuth und durch den Zauber ihres Geistes die Herzen Aller; sie theilte den Reiz ihres eigenen Wesens ihrer Umgebung mit, welcher er mangelte; dazu war sie äußerst gut, wußte sehr viel und wollte doch nie Etwas zu wissen scheinen.“

In England waren die größten Verehrer der Frau von Sévigné Horace Walpole und Sir James Macintosh. Bei Walpole's Begeisterung für sie ist ohne Zweifel viel Eigenliebe im Spiel; er wird selbst als ein Meister des Briefstils gefeiert und bespiegelte sich gern in dem Ruhme seiner großen



Borgängerin. Sir J. Macintosh findet den Grund des hohen Interesses, welches man an den Briefen der Frau von Sévigné nimmt, vorzüglich in der unerschütterlichen Tugend der Verfasserin, welche sie mitten unter den Lockungen des Pariser Hofes und selbst in Verbindung mit den Maitresses des Königs bewahrt hat. Allein die nackte Tugend erregt, so lange sie den Tugendhaften nicht in tragische Verhältnisse verstrickt, noch kein besonderes Interesse, zumal in der Literatur nicht; sie kann höchstens einige verwogene Wendungen der Briefe als bloße Scherze entschuldigen.

Gewöhnlich wird, und vorzüglich von älteren Frauen, als die Zauberfessel, durch welche die Briefe alle Geister gefangen nehmen, die Mutterliebe bezeichnet, in welche Frau von Sévigné ganz aufging, und welche in der That der feste Grundton und die Substanz ihrer Korrespondenz ist. Jedoch es scheint uns, als ob wir sie mehr lieben würden, wenn sie nicht ewig nur von diesem einzigen Gefühle überwältigt würde; vielleicht war es Unrecht, daß sie ihren Witwenstand, der schon in ihrem fünfundsingzigsten Jahre begann, nicht wieder aufgab; zumal da sie durchaus nicht dem Gedächtniß ihres Mannes lebte, sondern nur mit einem gewissen Eigensinn die mütterliche Liebe bis zur glühenden Leidenschaft steigerte und ihr Gemüth gewaltsam von der sie umgebenden Welt abwandte. Diese krampfartige Liebe peinigt oft in ihren Briefen; ist der Brief der Tochter kurz, so fürchtet die Mutter, daß sie jetzt weniger geliebt werde; ist er lang, so schilt sie, daß ihr theures Kind sich durch so vieles Schreiben den Kopf zu sehr anstrengt; schreibt die Tochter von Kopfschmerz, so jammert die Mutter in ihrer Todesangst ganze Bogen voll; wenn sie jedoch einige Wochen nichts von einem körperlichen Uebelbefinden hört, so ängstet sie sich noch mehr, weil sie fürchtet, daß ihr die Tochter eine gefährliche Krankheit verberge. Diese Liebe ist als ein Auswuchs, eine Entartung der Natur dem Leser mehr unbequem als erfreulich, und es scheint, als ob sie der Tochter selbst oft fast quälend gewesen sey.

Uns scheint es, als ob der Zauber, den die Briefe der Frau von Sévigné ausüben, seinen Grund darin habe, daß sie stets wahr ist. Sie giebt sich in der ganzen Redheit und der natürlich gesunden Kraft ihres Geistes stets unverhüllt; sie will nicht gefallen; sie will den Leser für den Inhalt ihres Briefes weder einnehmen, noch ihn davon zurückschrecken, sie schildert ihm den Eindruck, welchen das besprochene Ereigniß auf sie gemacht hat, Nichts mehr, doch diesen Eindruck in seinem ganzen Umfange. Wenn wir überlegen, wie wenige Schriftsteller von Fach auf diesen Ruhm Anspruch machen dürfen, so steigt unsere Achtung für eine Frau, welche mit ihren Briefen nie mehr als sich die Brust erleichtern und denen, die wärmeren Antheil an ihr nahmen, von ihrem Leben und Denken Nachricht geben wollte. Ihre Nachrichten sind oft falsch; sie ist nicht frei von den Vorurtheilen ihrer Zeit und einzelner Parteien; ihre ausschließliche Verehrung Corneille's, ihre entschiedene Abneigung gegen Racine, ihre Verblendung für Ludwig XIV., mit der sie seine Schwächen selbst bewunderte, zeigen hinreichend, wie ihr Urtheil durchaus nicht unfehlbar war; doch wir wissen, daß, was sie ausspricht, ihre Ueberzeugung ist, daß sie keine Begeisterung, keinen Haß heuchelt; die Offenheit, mit der sie sich zu ihren Irrthümern bekennt, erhöht den Reiz ihrer Briefe; die gesammte Darstellung fesselt durch ihre Einfachheit und Rauberität, und wenn sie auch Einzelnes im Scherze übertreibt, so bricht auch beim Scherze nie ein böswilliger Spott durch; es ist der Wein, der über den Rand des Bechers schwillt; doch es ist reiner Wein, er ist frei von jedem fremden Gemisch. Die Marquise von Sévigné liebte die Natur und die Wahrheit um ihrer selbst willen, und das Schicksal hat ihr diesen uneigennütigen Kultus mit einem nie beabsichtigten, nie geahnten Ruhme gelohnt. (E. R.)

## England.

### Ueber Reisen und reisende Engländer insbesondere.

In unserer Zeit der gesteigerten literarischen Thätigkeit machen besonders die Reisenden starke Ansprüche auf die Aufmerksamkeit des Publikums, und ihre Reflexionen, oder „Spaziergänge, Skizzen, Bilder“, sind ein fast eben so wichtiger „Handels-Artikel“ geworden, als Romane und Romane. Sonst war eine Reisebeschreibung ein sehr wichtiges und respektables Buch, ein Buch, das nicht alle Tage gemacht werden konnte, weil man nicht alle Tage eine Reise unternahm. Dazu gehörten sonst große Vorbereitungen: man machte sein Testament und nahm feierlichen Abschied von seinen Freunden, indem man darauf gefaßt war, auch nicht zurückzukehren. Heutzutage verläßt der Reisende seine Heimat mit eben so wenig Umständen, als gelte es eine Morgenpartie. Er betritt das Fahrzeug, das ihn Tausende von Meilen über den Ocean dahintragen soll, mit der moralischen Gewißheit, in einer bestimmten Woche an dem und dem Tage wieder zurück zu seyn. Gesellschaften von Herren und Damen ziehen in ihren Dampfmaschinen über die Straße, die den Argonauten der alten Zeit so viele heiße Tage kostete, und besuchen die berühmtesten Stellen des klassischen Alterthums in Europa, Asien und Afrika in weniger Zeit, als man früher brauchte, um von einem Ende der Britischen Inseln zum anderen zu gelangen. Der fashionable Tourist umschiff das Kap der guten Hoffnung und dringt in Arabien, Persien, Afghanistan, Bombay und Hindostan weiter vor, als Alexander's äußerste Eroberungen sich erstreckten — ehe noch die letzten Blätter der letzten neuen Novelle, die er mitgenommen, aufgeschnitten sind. Die Erleichterungen der Communication haben in der That die Entfernungen so sehr abgekürzt, daß das Studium der Geographie sich total umgestaltet hat. Statt nach Meilen, rechnen wir nach Stunden,

und wir erkennen uns als nächste Nachbarn derer, die wir bisher als Antipoden betrachteten.

Die Reiselust beschränkt sich aber nicht auf die Länder, wo sie so leicht und bequem befriedigt werden kann. Sie hat einen edleren, auf Abenteuer ausgehenden Geist erzeugt, einen Geist, wie er im fünfzehnten Jahrhundert vorhanden war, als die Welt noch neu war oder neu entdeckt wurde und ein Seefahrer, der nicht, wie die vorsichtigen Seeleute Knickerbocker's, die Segel einzog, ohne Wissen und Willen in der Dunkelheit an irgend einem neuen Kontinent vorbeifuhr. Denn in diesen Zeiten fashionabler Touristen und Reisebeschreibungs-Fabrikanten sind die kühnsten Unternehmungen, an welchen bisher die verwegentesten Geister scheiterten, zu Stande gebracht worden; man hat die Himalaya-Berge erstiegen, den Niger bis zu seiner Quelle verfolgt, ist bis zum brennenden Herzen Afrika's wie bis zu dem Arktischen und Antarktischen Eise vorgedrungen, und die geheimnißvollen Monumente der halbcivilisirten Racen Amerika's sind aus der Verborgenheit hervorgezogen worden.

Keine Nation hat an diesen Zügen und Wanderungen einen so reichlichen Antheil, als die Englische. Sey es nun, daß es ihren unruhigen Geistern zu eng wird auf der kleinen Insel, in der die Natur sie eingeschlossen hat, oder daß dort eine überzählige Klasse von Müßiggängern existirt, welche, der Eintönigkeit in der Heimat und desselben langweiligen Einerlei's von Zerstreungen überdrüssig, in fremden Scenen und Abenteuern neuen Reiz suchen, oder endlich, daß sie sich nach dem Sonnenschein sehnen, von dem sie so viel gehört und so wenig gesehen haben — genug, sie liefern eine viel größere Anzahl von Touristen, als die ganze übrige Welt.

Und doch versteht sich gerade John Bull am schlechtesten auf die Pflichten eines Reisenden. So warm und gastfreundlich er zu Hause seyn mag, in der Fremde trägt er eine gewisse Kälte und Zurückhaltung mit sich, welche die Sympathieen der Fremden erstarren macht und die nur nach langer und vertrauter Bekanntschaft aufzutauen anfängt. Aber der Reisende hat keine Zeit, vertraute Bekanntschaften zu machen; er muß weiter eilen und sich daher auf seine ersten Eindrücke verlassen — denn es sind auch seine letzten. Leider sind die ersten Eindrücke des guten John selten sehr günstig; sein Stolz, der die kleinen reizbaren Vorurtheile des fremden Volkes mit Füßen tritt und seine Selbstliebe und harmlosen Eitelkeiten vor den Kopf stößt, ruft den bösen Humor der Leute, mit denen er in Berührung kommt, hervor: so sieht er sie in ihrer unedlichsten und keinesweges natürlichen Gestalt — mit einem Wort, er bekommt die unrechte Seite der Tapete allein zu Gesicht. Was Wunder, wenn seine Vorstellungen von dem, was er sieht, verkehrt sind! Es giebt zwar schöne Ausnahmen hiervon: es giebt Engländer, denen ein warmes Herz unter einer freundlichen und zuweilen herzlichen Außenseite schlägt — aber dies sind eben nur Ausnahmen.

Ein anderer Grund, warum John Bull so wenig dazu gemacht ist, einen ruhigen und philosophischen Reisenden abzugeben, ist die Art, wie er zu Hause erzogen worden ist, der Comfort, womit er von Jugend auf umgeben war, bis der Comfort zum Bedürfniß geworden und er sich gewöhnt hat, die ganze Lebensmaschine so geräuschlos und leicht vor sich vorübergleiten zu sehen, daß ihn jedes vorübergehende Derangement in ihrer Thätigkeit sofort krankhaft verlegt. In keinem Lande in der Welt hat man alle Anstalten, die den rein physischen und auch den geistigen Genuß bezwecken, zu solcher Vollkommenheit gebracht, wie in diesem kleinen Inselkern der Civilisation. Nirgends kann man sein Geld so gut anwenden als hier, und ein Engländer mit dem goldenen Taliöman in der Tasche kann eben so leicht über dienstbare Geister verfügen und sich über die weitesten Entfernungen hinweg versetzen, als befäße er Aladin's Zauberlampe und den Feenteppich in Tausend und eine Nacht.

Wenn er auf seiner kleinen Insel reist, bleiben ihm seine Comforts und Genüsse eben so nahe, wie an seinem eigenen Heerde. Er rollt auf Wegen, die so glatt und wohlgebahnt sind, wie die in seinem Park, wird von wohlgestriegelten und gepflegten Rossen in einem Wagen, der so sanft und elastisch ist und eben so statlich aussieht wie seine eigene Equipage, fortgezogen, kehrt in Gasthöfe ein, die in ihrer ganzen Einrichtung und Bequemlichkeit mit seinem Schloß wetteifern können, und wird von Schaaren höflicher Diener empfangen, die vielleicht noch mehr als sein eigener bemüht sind, sein goldenes Lächeln zu gewinnen. Kurz, wohin er auch gehen mag, er nimmt überall sein Schloß, seinen Park, seine Equipage und seine ganze Einrichtung mit. Er verändert den Ort, aber weiter nichts; denn von den Uebeln, die mit dem Reisen in anderen Ländern verbunden sind, schlechten Straßen, schlechten Betten und noch schlechterer Kost, — weiß er eben so wenig, als wäre er von einem Flügel seines Schloßes in den anderen gezogen.

Daß er dies Alles auf dem Kontinent aufgeben muß, kann er nie verschmerzen. Was hilft es, daß Paris die eleganteste Hauptstadt und daß die Manieren der Französischen Bevölkerung die abgeschliffensten auf dem Festlande sind, wenn man in den Straßen nicht gehen kann, ohne fürchten zu müssen, wegen Mangel eines Trottoirs überfahren zu werden, noch auf der Landstraße weiter kommen kann, ohne in einem alten Kumpelkasten, der eine Meile in der Stunde fährt, halb erstickt zu werden? Welchen Werth hat all die schöne Musik und Malerei, die Architektur und Kunst Italiens, wenn man bei Tag aus Mangel an Tapeten und Steinkohlen erfrieren muß und bei Nacht durch Pladereien von noch peiniglicherer Art in ein Fieber geworfen wird?

Wenn schon die Europäische Nachbarschaft den Britischen Reisenden so vielen Stoff zu Klagen darbietet, so vermehrt sich derselbe um ein Bedeutendes auf der anderen Seite des Oceans, in Amerika, und das unter Umständen, die ihn noch weniger geneigt machen, in seinen Urtheilen nachsichtig zu seyn. Auf dem Kontinent weiß er sich unter fremden Nationalitäten, die unter ver-



schiedenen religiösen und politischen Institutionen geboren und erzogen sind und vor Allem eine andere Sprache reden. Die Unähnlichkeit in den Hauptgrundlagen aller Zustände ist so groß, daß es unbillig ist, einen Vergleich anzustellen. So sehr er sie auch wegen ihrer geringen Fortschritte in der Wissenschaft des Lebens verachtet, so muß er sie doch als eine besondere Race betrachten, die verschiedenen Gesetzen unterworfen ist und daher auch bis zu einem gewissen Grade anderen Sitten als den seinigen huldigen darf. Nur in solchen Dingen, die eine Aehnlichkeit mit denen in seinem eigenen Vaterlande darbieten, läßt sich eine Vergleichung anstellen.

In Amerika dringen sich dem Engländer solche Vergleichungspunkte fast bei jedem Schritt auf. Er landet unter einem Volke, das dieselbe Sprache spricht, dieselbe Religion bekennt, an denselben Quellen der Literatur schöpft, sich in denselben Beschäftigungen des praktischen Lebens bewegt. Die Städte sind fast nach demselben Plan wie die seines Vaterlandes erbaut. Die Ziegelhäuser, die Straßen, die Seitenwege, die inneren häuslichen Einrichtungen, dies Alles ist zu sehr nach demselben Schnitt, um nicht eine Vergleichung hervorzurufen. Doch ungeachtet dieser Aehnlichkeiten darf der Reisende nicht vergessen, daß er eine neue Welt vor sich hat, wo Alles neu ist, wo das Alte erst von gestern datirt, wo die Gegenwart und die Zukunft Alles, die Vergangenheit Nichts ist, ein Land, wo Alles vorwärts eilt und wo so viele auch sich durch ihre wilden Speculationen ins Verderben stürzen und ein vorübergehender Schlag zuweilen von Allen gefühlt wird, doch die große Masse stets fortschreitet. Er landet in einer Hemisphäre, wo man hingehet, um sein Glück zu machen, und die Menschen mit Erwerben, nicht mit Ausgeben beschäftigt sind, — ein Unterschied, der so viele Abweichungen zwischen den Einrichtungen und den Gewohnheiten der Amerikanischen Gesellschaft und denen der alten Welt zu erklären vermag. Der reiche Eigentümer, der nur von seinen Renten lebt, steht hier nicht mehr an der Spitze der Stufenleiter, wie in der alten Welt. Der Mann der Unternehmung ist der Erste in einem geschäftigen Gemeinwesen, wo Thätigkeit und Fortschritt oder wenigstens Veränderung die eigentlichen Bedingungen des Daseyns sind. Die oberen Klassen — wenn man von solchen in einer vollständigen Demokratie reden kann — zeigen nicht die luxuriöse Verfeinerung und Bildung, die man in der anderen Hemisphäre findet, und eben so fehlt den niederen Klassen der niedergebeugte, kriechende Geist hoffnungsloser Armut. Der Pfeiler der Gesellschaft ist zwar ohne das Korinthische Kapital, aber auch ohne die schwere, überflüssige Basis. Jeder Mann macht nicht bloß den Anspruch, sondern er steht auch wirklich auf dem Fuß der Gleichheit mit seinem Nachbar. Der Reisende darf hier nicht die Ehrerbietung oder auch nur die Höflichkeit erwarten, die aus dem Unterschied der Rassen hervorgehen. Das ist ein schweres Dilemma für einen, dessen Nerven nie erschüttert worden sind durch die Berührung mit dem großen Haufen, der nie in dem Gewühl und Treiben der Gesellschaft umhergestoßen worden ist.

Kommt der Tourist erst in das Innere, so vermehren sich in dem noch theilweise wilden und nicht ganz angebauten Lande die Schwierigkeiten aller Art. Die Vergleichung mit der hohen Civilisation der Heimat wird immer ungünstiger, und er fühlt, daß es in diesem Lande der Hoffnung noch lange dauern muß, ehe die Hoffnung zur Wirklichkeit der alten Welt wird. Und doch, wenn er tiefer unter die Oberfläche blicken wollte, würde er sehen, daß auch hier viel geleistet worden ist, so viel auch noch fehlen mag. Er würde Landstrecken, über die einst der wilde Indianer jagend dahinstreifte, von Aernuten strogen sehen für den Verbrauch von Millionen auf beiden Seiten des Oceans; Wälder, die seit der Schöpfung dieselbe Stelle eingenommen, jetzt hinweggefegt, um Städten und Dörfern, die von einer betriebsamen Bevölkerung wimmeln, Platz zu machen, Ströme, die nur dann und wann von der Bark des Wilden durchschnitten in ihrer ewigen Einsamkeit dahinrollen, jetzt mit Hunderten von Dampfbooten übersät, welche den reichen Tribut des der Wildniß entziffenen Landes in die Ferne bringen. Er wird nicht die aufmerksamen Höflichkeit der verfeinerten Gesellschaft bei den Pioniers der Civilisation suchen, deren Mission es war, den großen Kontinent dem Vär und Büffel abzurufen. Er wird einige Nachsicht mit ihrer Unkenntnis der neuesten Moden von Bond-street haben, und wenn sie zuweilen selbst das verlegen, was man im Mutterlande für guten Anstand hält. Doch nein: sein Herz wendet sich nach seinem Vaterland zurück und verschließt sich gegen die rauhen Scenen um ihn her. Denn er findet hier keinen von den lieblichen Zaubern der Kultur, keines von den geheiligten Denkmälern einer alten Civilisation: keine grauen, furchtgepeitschten Kathedralen, die von den Normannen erzählen, keine Gotischen Kirchen in ihren Säulen von ehrwürdigen Eichen, keine moosbedeckten Kirchhöfe, wo der Staub seiner Väter seit den Zeiten der Plantagenets gesammelt worden, keine ländlichen Wohnungen, halb überwuchert von Rosen und Geißblatt und andeutend, daß selbst in den niedrigsten Hütten der Geschmack für das Schöne seinen Weg gefunden: keine kunstreichen Gärten und Felder mit Hagedornhecken und Miniaturanbau; keine runden Zäune mit wohlgeputzten Grasplätzen, hellen Streifen von Silberwasser und funkelnden Springbrunnen. Alles dieses fehlt, und seine Augen wenden sich mit Ekel von den wilden, schroffen Zügen der Natur und von dem Menschen, der fast eben so wild ist, ab, und sein Herz erkrankt, wenn er an sein eigenes Land und alle die schönen Bilder desselben sich erinnert. Er denkt nicht an die Armen, welche aus Mangel an Brod dies Land verlassen und drüben ein freundliches Willkommen finden und die Mittel zur Selbstständigkeit und zum Fortschreiten, die ihnen ihr eigenes Land versagt. — Es ist gleichgültig, ob

der Tourist zu Hause Whig oder Tory ist: ist er das letztere, so kehrt er gewiß mit zehnmal mehr konservativer Gesinnung zurück, als er sie bei seiner Abreise mit sich nahm. Ist er Whig oder selbst Radikaler, so macht dies keinen Unterschied: der Rest von Royalismus, der noch in ihm lebt, wächst und befestigt sich mehr und mehr, je weiter er unter den Republikanern vordringt, und er findet, daß die reelle Demokratie, die im Verwärtsschreiten ihren Nachbarn Stöße und Püffe austheilt, eben so wenig dem theoretischen Lustgebilde gleicht, das er sich zu Hause von der Demokratie gemacht hat, als die leibliche Maschine mit ihrem Rauch und Geklapper, in voller Thätigkeit, dem niedlichen Spielzeug gleicht, das er als Modell im Patent-Bureau in Washington sieht.

Im Ganzen giebt es kein Volk, das sich besser zum Reisen eignet oder wenigstens zum Mittheilen seiner Reise-Erfahrungen, als die Franzosen. Es ist ein Gemisch von Frivolität und Philosophie in ihrem Charakter, das sich den Forderungen jeder Lage wunderbar anshmiegt. Sie mischen sich leicht unter alle Klassen und Stämme, indem sie so lange ihre eigene Nationalität oder wenigstens ihre nationalen Antipathien bei Seite legen. Ihre Eitelkeit erfüllt sie mit dem Wunsch, Anderen zu gefallen, welcher wieder die Rückwirkung hat, daß sie selbst an Anderen Gefallen finden. Der Franzose kann sich fremden Gewohnheiten so sehr anbequemen, daß er selbst die der Wilden erträgt und in eine Art Kameradschaft mit ihnen eingeht, ohne daß einer von beiden Theilen seine National-Neigung ganz abschwört. Chateaubriand erzählt bekanntlich, wie einst auf seinen Wanderungen in der Einsamkeit der Amerikanischen Urwälder seine Ohren höchst unerwartet von den Tönen einer Violine begrüßt wurden. Er zweifelte nicht, daß einer seiner Landleute zur Hand seyn müsse, und wirklich fand er in einem erbärmlichen Gehäge einen Franzosen, der Messieurs les sauvages tanzen lehrte. Es ist gewiß, daß diese Leichtigkeit, sich in die wilden Gewohnheiten ihrer kupferfarbigen Freunde zu schicken, den Französischen Handelsleuten und Missionairen in früherer Zeit einen Einfluß auf die Ureinwohner verschaffte, wie er keinem anderen von den weißen Völkern je zu Theil wurde.

### Mannigfaltiges.

— Schilderung der Gräfin d'Argout (Daniel Stern). Gustow's Briefen aus Paris entnehmen wir die Schilderung einer Dame, von der auch unsere Blätter bereits Proben eines poetisch-weiblichen Talents geliefert haben und die durch ihre Beziehung zu Franz Liszt ein romantisches Interesse erregt hat. Einen höchst denkwürdigen Abend, wo er Alfred de Vigny, Berlioz und andere schöpferische musikalische und dichterische Geister kennen lernte, verdankte Gustow der Gräfin d'A., von der er sagt: „Ein Wesen, dem es möglich ist, Dichter um sich zu versammeln, muß selbst ein Gegenstand für Dichter seyn. Ich kann an diese Frau nie denken, ohne die Macht der Kunst zu bewundern. Welch ein Zauber muß in dem Umgang mit den Musen liegen! Hör' ich die Gräfin d'A. im Französischen Gespräch mit Geist, im vollendetsten Deutschen Dialog mit Gemüth reden, seh' ich sie am Klavier, durchleuchtet sie mit präsendem Kennerblick die Gallerieen der Gemälde, deren Schönheiten und Fehler ihr auf den ersten Blick entgegen springen, führt sie selbst mit jenem schönen intuitiven Styl, der den Frauen eigenthümlich ist, die Feder, und denke ich mir dann unter diesem glänzenden Spiegel doch einen dunklen Grund von Leiden und von Schmerzen, eine Vergangenheit und eine Gegenwart, gehüllt vielleicht in düstere Schatten der Melancholie, beweint von einem weißen Engel, der klagend sein Haupt stützt, zur Erde blickt und die umgekehrte Fackel auf dem Boden langsam verlöschen sieht, denk' ich mir diesen Schmerz und diesen Trost, diese Klage und diese Linderung, so begreife ich, warum die Alten die Musen so oft die Töchter der Nacht (?) genannt haben. Die Gräfin d'A. ist jene Arabella, die in der der Verherrlichung G. Sand's gewidmeten Voyage à Chamouny mitten aus den Birren eines geistreich wilden Künstlerkreises stets wie ein Marmorbild aus dunkelgrüner Myrten- und Pinienwaldung leuchtet, schweigend, hingegeben, anmuthig und doch voll Hoheit, ein Bild des verklärten Schmerzes, ein Bild jener Liebe, die die Zahl der Opfer, deren sie fähig ist, nicht nach den Stunden ihres Glückes wägt.“

— Revue Suisse. Die unter diesem Titel seit einigen Jahren in Lausanne erscheinende Monatschrift wird jetzt von dem dortigen Professor Olivier herausgegeben, der sich durch seine Etudes d'histoire nationale so wie durch seine Beschreibung des Kantons Waadt als ein gründlicher Kenner der Zustände in der Französischen Schweiz ausgewiesen hat. Die in Genf erscheinende Bibliothèque Universelle hat eine ernstere wissenschaftliche Richtung, während die Revue Suisse mehr die unterhaltende Seite der Journalistik repräsentirt. Beide zusammen liefern jedoch ein eben so vollständiges als ehrenvolles Bild von der geistigen Bewegung, die auch heutzutage noch in der Französischen Schweiz herrscht, in welcher bekanntlich Geister wie Rousseau, Frau von Staël, Benjamin Constant, Sismondi, Guizot u. A. ihre erste, für Frankreich von so großer Bedeutung gewordene Nahrung erhielten. Die Revue Suisse macht es sich zu gleicher Zeit zur Aufgabe, ihre Französischen Leser mit den Erscheinungen der Deutschen Literatur vertraut und in steter Berührung zu halten, wozu auch gerade ein in der Schweiz, wo sich beide Nationalitäten so nahe stehen, erscheinendes Blatt der geeignetste Ort zu seyn scheint.